

Hintergrund

Meinungen



KEYSTONE

17

«Erlaubtes Risiko»
Die Bergführer an der
Jungfrau sind schuldlos
nach Gericht. Seite 23

Bomben auf die Schweiz
1941 wollte Churchill
den Transitverkehr
lahmlegen. Seite 27

Pascale Bruderer & Co.
Eine junge Generation
von Politikern ist ganz
oben angelangt. Seite 24

Der Bologna-Frust macht sich Luft, die Begehren sind diffus

Die neuen
Studentenproteste
mögen naiv sein.
Doch sie drücken
ein Malaise aus, das
nicht nur Bologna
heisst, schreibt
Kathrin Meier-Rust

Die Protestwelle der Studenten in ganz Europa hat die Schweiz erreicht. Zuerst in Basel, dann in Zürich, Freiburg, Genf und Bern sind Aulas und Hörsäle besetzt. Während in Österreich und Deutschland Zehntausende demonstrieren, sind es in der Schweiz allerdings nur einige hundert, in den endlosen Plenumsdiskussionen bloss einige Dutzend. Angefeuert wird der Protest zudem von Kleinstgruppen wie «uni von unten», die sich mit der Verhinderung eines Vortrags von Novartis-Chef Daniel Vasella keinen Ruhm erworben hat. Trotzdem – für eine, die vor langer Zeit studiert hat, ist das Bild in der Uni Zürich anheimelnd. Hier sind sie wieder, die handgemalten Plakate: «Wenn ich mal gross bin, werde ich Humankapital.» Die Flugblätter auf Ökopapier: «Solidarität mit den Betroffenen». Wer immer da gemeint sein mag – das ist uns alten Semestern vertrauter als die aufgeklappten Macs und die iPod-Verkabelung der heutigen Studentengeneration.

Soll man sich also freuen, dass es neben angepassten Bologna-Streibern nun wieder politisch engagierte Studenten gibt? Bei aller Sympathie – es fällt schwer. Zu abstrakt und naiv sind die Anklagen gegen eine «Ökonomisierung der Bildung» und die angebliche «Macht privatwirtschaftlicher Interessen» an der Uni. Von Humboldt und akademischer Freiheit reden allenfalls die sympathisierenden Professoren. Die Aktivisten selbst dagegen fordern Dinge, die den Jargon der Bologna-Bürokratisierung aufs Schönste illustrieren, wie «Nachhol-

prüfungen» und «flexiblere Storno- und Buchungsfristen». Auch «intelligenter Prüfungen» werden gewünscht – «wir können mehr als multiple choice» steht da zu lesen. Bessere Betreuung, mehr Zeit fürs Jobben und natürlich die Klassiker: weg mit den Studiengebühren, und mit dem Lateinobligatorium gleich auch. Neben allgemeinen Solidaritätserklärungen bleiben dann nach drei Tagen Plenumsdiskussion noch zwei Punkte: «Mehr Geld für Bildung» und «Keine Anwesenheitspflicht».

Mehr Geld – jedes Uni-Rektorat wird freudig zustimmen. Und doch muss man diese Aktivisten offenbar einmal mehr daran erinnern, wie privilegiert Studierende in der Schweiz sind: Im Vergleich mit den Verhältnissen in anderen Ländern sind die hiesigen nahezu paradisisch. Und im Vergleich mit jenen Altersgenossen im eigenen Land, die ihre Ausbildung etwa zum Schreinermeister zum grössten Teil selbst berappen, werden die 140 000 Franken, die ein Phil-I-Studium kostet, fast vollumfänglich vom Staat getragen. 700 Franken Studiengebühr pro Semester sind ein lächerlich kleiner Beitrag.

Und was ist mit der Anwesenheitspflicht, die so viel Unmut erregt? Sie ist kein Bestandteil der Bologna-Reform, sondern liegt im Ermessen der Dozierenden. Selbst harte Bologna-Verteidiger halten sie bei Vorlesungen für übertrieben – schliesslich gibt es Podcasts. Doch für Seminare, die eben gerade nicht nur Stoff, sondern auch Sprechen vor Publikum und sachliches Argumentieren vermitteln sollen, gilt die Präsenzpflicht als sinnvoll.

Alles jugendliche Selbstfindung also, und erst noch auf luxuriösem

“

Die Situation der Studenten ist heute tatsächlich eine andere als noch vor 20 Jahren. Allerdings nicht wegen Bologna. Sondern weil der Leistungsdruck grösser geworden ist.

”

Niveau? Nicht nur. Es gibt ihn, den Frust und den Stress, wie die anhaltenden Bologna-Klagen und viele Sympathievoten in den Uni-Blogs zum Ausdruck bringen. Und wenn sich, neben 87 Professoren, nun ausgerechnet Jean Ziegler und Christoph Blocher mit der Protestaktion solidarisieren – der eine im heroischen Kampf gegen «neoliberales Gift», der andere im ebenso heroischen gegen «bildungs-bürokratischen Mist» – so ist das geradezu symptomatisch für die Nostalgie, die alle Radikalkritik an Bologna durchzieht.

Diese Nostalgie mag diffus sein und alte Verhältnisse übermässig idealisieren. Doch sie hat einen realen Kern. Die Situation der Studenten ist heute tatsächlich eine andere als noch vor 20 Jahren. Allerdings nicht wegen Bologna. Sondern weil der Leistungsdruck grösser geworden ist. Beides, die globalisierte Konkurrenz und eine explosionsartige Zunahme der Studierenden, zwingt die Universitäten zu mehr Effizienz, will heissen: zu mehr Verschulung und Selektion, zu Kreditpunkten und Präsenzzstudium. Alles zusammen schraubt auch die Leistungsanforderungen an die Studierenden in die Höhe, ebenso wie übrigens an die Dozierenden. Bei alledem garantiert heute auch ein Studium nicht mehr automatisch Karriere, Status und viel Geld.

Das alles setzt Studierende unter Druck. Auch Nostalgiker sollten aber eigentlich wissen: Ein Studium ist auch Lebensschule. Es erfordert Anpassung, Durchhaltewillen, Leistungsbereitschaft. Ob mit oder ohne Bologna, ganz ohne Stress war das nie zu haben und wird es nie sein. Auch das Erwachsenwerden übrigens nicht.

Musik wie Schoggi und Käse

Der Musiker Marco Bliggensdorfer mischt als Rapper Bligg Hip-Hop mit Hudigäggelern – und spricht der jungen und alten Schweiz aus dem Herzen.

Von Matthias Daum

Dezember 2008, Hallenstadion Zürich. Der Rockmusiker Gölä steht auf der Bühne. Zweimal in Folge füllt er die grösste Konzerthalle der Schweiz. Aber ein anderer macht die Stimmung. Ein Zürcher! Ein Rapper! Marco Bliggensdorfer, Künstlername Bligg.

Früher sagte er: «Meine Fans wohnen eher in Schwamendingen als an der Goldküste.» Heute liebt man ihn bis nach Hintertupfingen. Sein Erfolgsrezept: Hip-Hop mit Handorgel und Hackbrett. Er spricht der jungen Schweiz aus dem Herzen. Er teilt ihren lockeren Umgang mit dem tonenschwer wiegenden Thema Heimat. «In meiner Band spielen Welsche, Jugos und Appenzeller – so sieht meine Schweiz aus», sagt er.

Sein Album «0816» verkaufte sich 100 000-mal. Dafür gab es die Dreifach-Platin-Auszeichnung, den Ritterschlag für jeden Pop-Musiker. Und diesen Sonntagabend steht sein Song «Rosalie» im Final der TV-Sendung «Die grössten Schweizer Hits». Die Geschichte eines verlassenen Mädchens, das eine Rose angeboten erhält. Leider nicht von einem Verehrer, sondern von einem Rosenverkäufer.

Bligg gehörte zu den ersten Mundart-Rappern. Doch er ist der einzige, der zum Star wurde; hierzulande nur überflügelt vom Welschen Stress. «Damals waren wir junge Schnösel», erzählt er. «Aber wir lebten unseren Traum.» Man sparte sich das Geld vom Mund ab. «Ich kam jahrelang mit

2000 Franken im Monat aus.» Mit Kollegen fuhr er nach Tschechien, weil dort das Plattenpressen billiger war. Auftritte gab es in Jugendzentren und kleinen Klubs. Die Szene war überschaubar. Jeder kannte jeden. Dann kam der Boom.

Mundart-Rap wurde salonfähig. Mittendrin: Bligg. Er gab den Angeber, den Grosskotz. Die Kritiker monierten: Er sei zu amerikanisch, eine Kopie. Die Hip-Hop-Fans mochten das witzige Grossmaul. Doch seine ersten Gehversuche im Mainstream-Pop quitierten sie mit Spott. Und wandten sich von ihm ab. Aus dem wilden Raptier wurde ein Schmuse-Tiger. Er benannte ein Album nach einem Zürcher Partyveranstalter und rappte Oden an die 10-vor-10-Sprecherin Susanne Wille. Eher

peinlich als originell. Aber: Der Erfolg gab ihm recht. Seine Alben schossen in die Top-Ten der Hitparade.

Heute ist Bligg der Traum aller Schwiegermütter. Chic gekleidet, mit apertem Scheitel und getrimmtem

Bart posiert er auf dem Cover der «Schweizer Illustrierten». Erfolg bedeute ihm viel, aber nicht alles, diktierte er der Postille: «Gott wollte Platin statt Kinder für mich. Ich persönlich wäre lieber Vater geworden.» Aber es fehlt ihm die passende Frau.

Trotz verhinderten Vaterfreuden, auf seinen Erfolg ist er stolz.

Sehr sogar.



SANDRA NIEMANN

«Alles vor «0816» waren meine Lehrjahre», sagt er. Das Album quasi als Gesellenstück des gelernten Sanitärs. Das Ziel: Einen eigenen Sound entwickeln. Zusammen mit seinen Produzenten Fred Hermann und Roman Camenzind. «Auch ohne meine Stimme sollten die Songs nach Bligg tönen.» Man nahm sich Dieter «Yello» Meiers Ratschlag zu Herzen, der bereits vor 25 Jahren einheimischen Bands riet: «Übt auf dem Misthaufen. Von da muss es kommen; wie Schoggi und Käse.»

Also: Volksmusik-Rap. Die Idee stammt eigentlich vom Schweizer Fernsehen. Vor zwei Jahren stellte es Bligg mit der Streichmusik Alder auf seine Showbühne. Bligg war skeptisch. Ein Rapper und fünf Bergler-Musikanten – kommt das gut? Es kam besser, die Single «Volksmusigg» wurde ein Hit. Es folgten das Album, die Tour, eine rein akustische Version ohne Verstärker, ein Songbook, eine Karaoke-CD – und das Wiedersehen im Fernsehstudio. Diesmal mit «Rosalie».

Ob die TV-Zuschauer den Song heute Abend zum Sieger wählen? Sein Management macht auf den Internet-Netzwerken Facebook und Twitter Werbung. Er selbst meint: «Es wird schwierig.» Härtester Konkurrent sei nicht sein Kumpel Gölä; der sitzt so wieso lieber zu Hause auf dem Sofa als im Scheinwerferlicht am Leutschenbach. Francine Jordis «Das Feyr vo dr Sehnsucht» macht Bligg die Krone streitig. Dem Rapper ist dies egal. Ganz Staatsbürger, meint er: «Mich freut, dass es in einem kleinen Land so viel gute Musik gibt.»